Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 245. **Montag** den 16. Mai 1898. 92. Jahrgang.

Der spanisch-amerikanische Krieg.

—ρ. Noch sind die feindlichen Flotten nicht aufeinander gestoßen, um sich in entscheidungsvollem Kampfe zu messen. Nach einer New Yorker Depesche aus Cap Haiti befindet sich das Geschwader des Admirals Sampson bei Puerto Plata an der Südküste von Haiti, während ein Theil der spanischen Flotte sich gerade gegenüber aber weit genug entfernt bei Curaçao, einer Insel an der Küste von Venezuela, befindet. Wir erhalten darüber folgende Meldungen:

* **New York**, 15. Mai. Nach einer Depesche des „New York Herald" aus Willemstad auf Curaçao treffen gestern die spanischen Kreuzer „Maria Teresa" und „Vizcaya" dort ein. Das Panzerschiff „Christobal Colon", der Kreuzer „Almirante Oquendo" und zwei Torpedozerstörer kreuzten außerhalb des Hafens.

* **New York**, 16. Mai. (Telegramm.) Die „Evening World" veröffentlicht folgende Depesche aus Curaçao vom 15. Mai Vormittags 10 Uhr: Die spanischen Panzerschiffe „Maria Teresa" und „Vizcaya" verweilen hier, um Kohlen einzunehmen; die anderen spanischen Schiffe warten außerhalb des Hafens.

Beide Geschwader scheinen einen Zusammenstoß noch vermeiden zu wollen. In Madrid will man wissen, die spanische Flotte sei von Curaçao bereits aufgebrochen und befinde sich in der Nähe von Cuba. Ueber die weiteren Operationspläne verlautet noch nichts.

Wie aus Rio de Janeiro gemeldet wird, trafen die amerikanischen Kriegsschiffe „Oregon", „Marietta" und „Nictheroy" in Bahia ein, dieselben sollen sich mit der Flotte Sampson's vereinigen. Der Dampfer „Rio de Janeiro", der in Pernambuco ankam, bemerkte Mittwoch Nacht drei Schiffe, welche in der Richtung auf das Cabo de S. Agostinho zu kreuzten. Es sind vermuthlich spanische Fahrzeuge, welche Befehl haben, die amerikanischen Panzer abzuschneiden.

Während fast Alles voller Erwartung nach den Geschehnissen auf hoher See ausschaut, halten die Spanier auf Cuba sich den wiederholten Landungsversuchen der Amerikaner gegenüber fortgesetzt äußerst tapfer und sind bis jetzt stets erfolgreich gewesen. Auch bei Cienfuegos. Thatsächlich hat auch dort ein heißer Kampf stattgefunden und es handelte sich nicht um eine Verwechselung mit Cardenas. Dies ist übrigens, wie wir schon mittheilten, abermals vergeblich von drei amerikanischen Kriegsschiffen beschossen worden. Unter den abgeschlagenen Landungsversuchen ist auch noch ein solcher an der Küste bei Banes zu erwähnen, wo die Amerikaner durch Artillerie, Infanterie und Cavallerie zurückgeschlagen wurden. Einige Granaten schlugen auf das Deck der feindlichen Schiffe ein, worauf sich die Amerikaner sofort zurückzogen. Die Spanier hatten keine Verluste. Das Transportschiff „Gussie" ist nach Key West zurückgekehrt, nachdem sein Versuch, Munition und Gewehre für die Aufständischen auf Cuba zu landen, mißglückt war.

Einen ungleich größeren Erfolg aber haben die Spanier, wenn Privattelegramme aus Havannah nicht übertreiben, dort gegen die amerikanische Blockade zu verzeichnen. Man meldet uns:

* **Madrid**, 15. Mai. Gestern gegen 5 Uhr Nachmittags setzten sich der spanische Kreuzer II. Classe „Conde de Venadito" und das Torpedo-Kanonenboot „Nueva España", unter begeisterten Beifallsrufen der auf den Quais Kopf an Kopf gedrängt stehenden Menschenmenge, gegen drei zum Blockadegeschwader gehörige amerikanische Kriegsschiffe in Bewegung. Sie griffen dieselben an und eröffneten das Feuer. Bei jedem Kanonenschuß rief die Menge: „Es lebe Spanien!" Plötzlich hörte eins der amerikanischen Schiffe auf zu feuern und ließ sich von einem anderen ins Schlepptau nehmen, worauf alle drei den Hafen verließen. Die spanischen Schiffe nahmen darauf ihren Ankerplatz unter den lebhaften Zurufen der Menge wieder ein.

Die von nordamerikanischer Seite gegen den in Canada weilenden vormaligen spanischen Gesandten Bernabé erhobene Anschuldigung der Spionage wird von halbamtlicher spanischer Seite als lächerlich bezeichnet. Um über alle militairischen und maritimen Vorgänge der Vereinigten Staaten genaue Kenntniß zu erhalten, sei es nur nothwendig, alle bedeutenden Zeitungen Nordamerikas genau durchzusehen, in denen sämmtliche Pläne des Angriffs, der Küstenvertheidigung, der Truppenaushebung 2c. mit einer für europäische Begriffe völlig unbegreiflichen Genauigkeit mitgetheilt und erörtert würden. Die spanische Regierung werde demnach über Alles hinlänglich unterrichtet, wenn sie nur täglich telegraphische Auszüge aus den nordamerikanischen Zeitungen erhalte.

Jetzt hört man auch wieder Näheres von den Philippinen. So ist, wie uns ein Telegramm aus Washington meldet, von Admiral Dewey folgende, vom 15. Mai datirte Nachricht aus Cavite eingetroffen: „Die Blockade wird stricte aufrecht erhalten. Man hat Grund zu der Annahme, daß die Aufständischen die Stadt von der Landseite einschließen, doch haben sich noch keinerlei Demonstrationen geltend gemacht. Wahrscheinlich wird der Mangel an Nahrungsmitteln wohl den spanischen Gouverneur zwingen, sich binnen Kurzem zu ergeben. Manila kann jeden Augenblick fallen. Das Wetter ist heiß und feucht. Das Kanonenboot „Callao" wurde am 12. Mai bei dem Versuche, die Blockade zu brechen, weggenommen. Wir haben genügend Kohlen. Ein englisches, ein französisches, zwei deutsche und ein japanisches Kriegsschiff warten hier den Gang der Ereignisse ab." Ueber den Versuch des „Callao", die Blockade zu durchbrechen, erhalten wir noch folgende Nachricht:

* **Hongkong**, 15. Mai. Der hier angekommene Avilo „Mac Culloch" bringt die Nachricht, das spanische Kanonenboot „Callao", welches von den Carolinen kommend und ohne Kenntniß von der Eröffnung der Feindseligkeiten in den Hafen von Manila hineingefahren sei, sei von den Amerikanern weggenommen worden. Die Amerikaner hätten zunächst blind gefeuert und das Schiff durch Signale aufgefordert, sich zu ergeben. Die „Callao" habe diese Aufforderung nicht beachtet, als aber dann die Amerikaner scharf schossen, die Flagge gestrichen.

Dasselbe Hongkonger Telegramm berichtet weiter, die Aufständischen auf den Philippinen hätten den Admiral Dewey um die Erlaubniß gebeten, die Stadt Manila anzugreifen. Dewey hätte seine Zustimmung hierzu gegeben unter der Bedingung, daß keine Ausschreitungen begangen würden. Die Insurgenten hätten ihm erklärt, daß sie, abgesehen von ihren Messern, keine Waffen hätten. Dewey habe geantwortet, sie sollten sich Waffen aus dem Arsenal von Cavite nehmen. Die Stadt Manila sei indessen noch nicht angegriffen. Der Weg von Cavite nach Manila werde von 5000 Spaniern bewacht. Das Gerücht, daß Amerikaner von Aufständischen niedergemacht seien, sei unbegründet. Es habe sich nur um eine Polizei-Angelegenheit gehandelt, bei der aber Niemand verletzt sei. In Manila herrsche große Noth, die Bevölkerung lebe von Pferdefleisch.

An eine baldige Occupation der Philippinen durch die Amerikaner dürfte aber nicht zu denken sein. Auch in Washington giebt man sich darüber keinen Illusionen hin. Da mehrere Sachverständige sich dahin geäußert haben, daß die Zahl der Truppen, welche zur Unterstützung des Generals Dewey abgeschickt werden sollten, zu gering bemessen sei, soll die Zahl sehr vermehrt werden. Man hofft, es würden binnen 14 Tagen 15 000 Mann nach Manila abgehen. 1300 Freiwillige werden wahrscheinlich heute abfahren. Sobald sie dort angekommen sind, wird Admiral Dewey die Stadt zur Uebergabe auffordern unter der Androhung, daß er sie sonst bombardiren werde. Sobald die Capitulation erfolgt ist, werden diese 1300 Mann die Ordnung in der Stadt aufrecht halten. Die große Armee, welche dem General Merritt unterstehen wird, wird die Inseln des Archipels besetzen.

Auch die Spanier rühren sich um die Philippinen. Wie uns aus Madrid, 15. Mai, gemeldet wird, gehen mit dem Transportdampfer „Baleares" am Mittwoch 5000 Mann Verstärkungen dorthin ab.

Die spanische Ministerkrise ist noch nicht beseitigt. Es steht fest, daß mehrere Minister ihre Entlassung geben werden und daß die Königin-Regentin Sagasta mit der Neubildung des Cabinets betrauen wird. Von Interesse ist die Meldung, daß der König der Belgier am Sonnabend in Madrid eingetroffen ist. Er nahm gestern das Frühstück bei der Königin-Regentin ein und reiste Nachmittags nach Paris weiter. Die Minister begleiteten den König nach dem Bahnhof. Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß ein neuer Vermittelungsversuch im Zuge ist.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 16. Mai.

Dem Versuche des klerikalen Reichstagsabgeordneten Müller-Fulda, durch die Behauptung, es sei ein Gesetzentwurf, betr. die **Abänderung des verfassungsmäßigen Reichstagswahlrechts**, in Vorbereitung begriffen oder gar schon ausgearbeitet, den „Kampf ums Wahlrecht" zur Wahlparole zu machen, ist der „Reichsanz." bekanntlich mit der Versicherung entgegengetreten, daß innerhalb der Regierung keinerlei Erwägungen stattgefunden haben, die auch nur im Entferntesten Anlaß zu einer solchen Nachricht bieten könnten. Dieses Dementi versucht nun Herr Müller abzuschwächen durch eine Erklärung in der „Fuld. Ztg.", die für die Kampfesweise des Ultramontanismus höchst charakteristisch ist. Es heißt in ihr:

1) Herr Müller hat von „Erwägungen innerhalb der Regierung" überhaupt nicht gesprochen. 2) Derselbe hat erwähnt, daß ein derartiger Entwurf im Ministerium eines Bundesstaates ausgearbeitet worden sei, und die Befürchtung ausgesprochen, daß, wenn die Neuwahlen eine hinreichende „Cartellmehrheit" ergeben sollten, das Reichstags-Wahlrecht gefährdet sei. Das unterliegt auch für uns keinem Zweifel, und das Dementi des „Reichsanz.", welches sich auf Angaben bezieht, die gar nicht gemacht worden sind, erscheint dem gegenüber völlig belanglos. Wirkungsvoller wäre es jedenfalls gewesen, wenn die verbündeten Regierungen die Veranlassung benutzt hätten, um zu erklären, daß sie einer Beschränkung des allgemeinen, gleichen, directen, geheimen Reichstags-Wahlrechtes niemals ihre Zustimmung geben würden. Immerhin ist es als ein lobenswerthes Entgegenkommen der Regierung anzuerkennen, daß sie diese Erklärung in ihrem amtlichen Organe abgiebt, und Niemand braucht nach dieser Erklärung noch Zweifel daran zu hegen, daß es der gegenwärtigen Regierung ernst ist mit ihrer Absicht, an dem Reichstags-Wahlrecht nicht rütteln zu wollen.

Herr Müller gesteht also in dem letzten Satze zu, durch den „Reichsanzeiger" völlig davon überzeugt worden zu sein, daß die gegenwärtige Regierung an dem Reichstags-Wahlrecht nicht rütteln werde. Gleichwohl nennt der Verfasser vorher das Dementi des „Reichsanz." „völlig belanglos"! Dieser grobe Widerspruch wird auch nicht gemildert durch einen Hinweis auf die Möglichkeit eines Kanzlerwechsels, denn auch ein neuer Kanzler kann nicht mir nichts dir nichts den Bundesrath — und nur dieser kann im Zusammenhange mit einer Abänderung der Reichsverfassung unter „Regierung" verstanden werden — einen das bestehende Reichstagswahlrecht schirmenden in einen dieses Recht bekämpfenden verwandeln. Die dem Eingeständnisse des Herrn Müller vorausgeschickte Behauptung, das amtliche Dementi sei „völlig belanglos", kann also nur den Zweck haben, das Eingeständniß selbst belanglos erscheinen zu lassen, und nur dem gleichen Zwecke können die Behauptungen dienen, im Falle der Wahl einer hinreichenden „Cartellmehrheit" im neuen Reichstage erscheine das Reichstagswahlrecht gefährdet, und eine nicht genannte Einzelregierung (etwa Reuß ä. L.?) habe einen dieses Recht bedrohenden Gesetzentwurf bereits ausarbeiten lassen. Trotz alles angeblichen Vertrauens des Herrn Müller in die Absicht der Regierung, am Reichstagswahlrechte nicht zu rütteln, sucht also dieser Herr bei anderen Leuten und besonders bei der nach einer Wahlparole begierigen Socialdemokratie die Sorge vor einer Beschränkung dieses Wahlrechts aufrecht zu erhalten. Und was kann er damit beabsichtigen? Es muß ihm doch klar sein, daß er durch die Erhaltung dieser Sorge Wasser auf die Mühle der Socialdemokratie leitet. Und ferner muß ihm klar sein, daß lediglich ein bedrohliches Anwachsen der socialdemokratischen Mandate in Regierungskreisen die Neigung zur Aufrechterhaltung des Reichstagswahlrechtes in Abneigung verwandeln könnte, ja wohl müßte. Liefert nun Herr Müller der Socialdemokratie Agitationsstoff, so fördert er gerade das, was das Reichstagswahlrecht in Gefahr bringen könnte. An diesem Rechte kann ihm also gar nicht viel gelegen sein, sonst würde er das socialdemokratische Agitationsmaterial nicht zu bereichern sich bemühen. Es kann ihm also lediglich darum zu thun sein, die Wahl einer „Cartellmehrheit" zu hintertreiben, selbst auf die Gefahr hin, daß ein bedrohliches Anwachsen der socialdemokratischen Mandate eine Gefahr für das Reichstagswahlrecht herbeiführt. Herr Müller-Fulda steht übrigens mit dem Leichtsinn, mit dem er das Thema der Abänderung des Reichstagswahlrechts behandelt, leider nicht allein. Auch cartellfreundliche Blätter behandeln dieses Thema zuweilen in einer Weise, die nur dazu führen kann, der Socialdemokratie Stimmen zuzuführen. Allen diesen Blättern muß zu Gemüthe geführt werden, daß das verfassungsmäßige Reichstagswahlrecht so lange kein Uebel, sondern ein Segen ist, so lange die bürgerlichen Parteien die Socialdemokratie sich nicht über den Kopf wachsen lassen. Nur diesem Wahlrechte danken wir es, daß „dieser" Reichstag die Heeres- und Flottenverstärkung bewilligt, das Bürgerliche Gesetzbuch und die Militairstrafproceßreform angenommen hat; nur der Furcht vor einem Appell an das Volk. Aus einem Segen wird es zu einer Gefahr nur, wenn die bürgerlichen Parteien durch Uneinigkeit der Socialdemokratie fort und fort neue Mandate förmlich zuschieben. Und wird diese Gefahr zu einer wirklich das Reich bedrohenden, dann macht vielleicht die Reaction nicht Halt hinter den Resten des Reichstagswahlrechts! Man bedenke daher wohl, was man thut, wenn man am Reichstagswahlrechte nörgelt, dadurch gefährlichen Zündstoff in die Massen schleudert und eine Gefahr heraufbeschwört, zu deren Abwendung Gesetze und Verfassungsänderungen vielleicht nicht genügen.

Die **socialdemokratische** Presse betont sehr eifrig, daß die socialistischen Deputirten Turati und Rondani während des Kampfes in Mailand sich bemühten, die aufgeregte

---

Feuilleton.

Die Herrin von Echtersloh.

17] Roman von Toni Krüger.

Nachdruck verboten.

Sie blickte ihn voll innigster Zärtlichkeit, voll seligsten Glückes an.

„Ich habe Dich so lieb, so lieb, Du einziger Mann, wie sonst nichts auf der Welt! Ich will Dir angehören, und meine Liebe ist ewig, mein Achim!" gelobte sie mit ernsthaftem Gesichtchen, indem sie die Arme fester und fester um seinen Nacken schlang.

Besorgt sagte sie dann: „Doch nun mußt Du zu Hause, Geliebter, aber — wirst Du auch stark genug sein, den weiten Weg zum Schlosse zurückzulegen, oder wollen wir erst im Forsthause einkehren?"

„Ich bin ganz wohl und freue mich auf den gemeinsamen schönen Weg mit Dir. Freilich, viel Staat wirst Du dort nicht mit Deinem Bräutigam machen", erwiderte Joachim lächelnd.

„Du armer Schatz, könnte ich doch Deine Wunde heilen. Ich fürchte noch immer, daß Du viel Schmerz erduldest."

„Gang und gar nicht! Grämе Dich nicht, mein geliebtes Mädchen. — Welchen Schatz hat mir der Himmel in Dir geschenkt, und bei Gott, ich will ihn hüten!" setzte er hinzu und legte wie bekräftigend seinen Arm um ihre feinen Schultern, um mit ihr den Rückweg nach dem Schlosse anzutreten.

Plötzlich blieb Margot stehen und sagte, sich besinnend: „Der böse Mensch, wo mag er geblieben sein? Wird er Dir nicht aufs Neue nachstellen?"

„Das laß Dich nicht beunruhigen, Geliebte, der Bube glaubt mich verwundet und weiß, daß ich ihn kenne. Er wird sich beeilen, die Gegend zu verlassen."

„Wer war der schreckliche Mensch, Achim?"

„Kein anderer als Heinrichs, der entlassene Holzschläger", erwiderte der Baron.

„O, die Drohung, die schreckliche Drohung seiner Mutter!" rief Margot entsetzt, „das also war die That, mit der er sich rächen wollte!"

„Ich war unvorsichtig", sagte Joachim, „mich unbewaffnet in den Wald zu begeben. Ich verließ Asta, um den Forstgarten in Augenschein zu nehmen, und als ich gerade jenseit der jungen Fichten ins Freie trat, bekam ich den Schuß aus dem hohen Holz, in dem der Schütze sofort verschwand."

„Das war Gottes Hand", erwiderte Margot, dankbar zum Himmel blickend, „Die Dich errettete und uns vereinte. Wie ich nur immer neben Dir leben könnte, ohne zum Bewußtsein meiner Liebe zu Dir zu kommen! Erst der Augenblick der höchsten Gefahr, der schreckliche Gedanke, daß Du schwer verwundet seiest, zeigte mir, wie unauflöslich das Band ist, das mein Herz an das Deine fesselt, wie unüberwindlich die Liebe in meiner Seele erwacht ist."

Er verschloß ihren süß plaudernden Mund mit heißen Küssen, und Asta scharrte verwundert und ungeduldig den Schnee ob der vielen Unterbrechungen. Plötzlich wurde der Baron ernst. „Und Herbert?" fragte er, in ihre Augen schauend.

„Ich liebe ihn nicht", erwiderte sie mit klarer Stirn und offenem Aufblick, „ich konnte nicht anders, als seine Zärtlichkeiten zurückweisen."

„Du hast ihn abgewiesen, mein Lieb?" rief Joachim überrascht, „so weit war es also gekommen, daß er wagte, Dir zu nahen, und ich ließ es ahnungslos geschehen!" Eine tiefe Zornfalte zeigte sich auf seiner Stirn.

„Sieh nicht so böse aus, bitte, bitte, lieber Achim, und laß Deine lieben Augen wieder hell glänzen, wie vorhin", bat sie, mit weicher Hand über seine Stirn streichend, „Herbert liebte mich so sehr und ich durfte ihm nicht übel nehmen, daß er Gegenliebe bei mir zu finden erwartete. — Doch wies ich seinen Versuch, mich zu umarmen, energisch zurück. Es muß ihm doch furchtbar nahe gegangen sein, denn er war ganz blaß und weinte wie ein Kind. Als ich nachher ins Schloß zurückkehrte, war er fort. Bitte, bitte, sei ihm nicht böse!"

Die Zornfalten waren Angst von dem Antlitz des Barons geschwunden. Seine Augen leuchteten wieder in strahlendem, durchsichtigem Blau, und er schaute entzückt auf das reizende Mädchen an seiner Seite.

„Du hast Recht, Geliebte", erwiderte er sanft, „in unserem Glück steht uns Milde und Güte besser an als Zorn und Härte. Wir wollen uns dankbar erzeigen für unser seliges Glück und ihm mehr zuwenden als nur unsere Vergebung. Höre mich an, mein holdes Lieb, und sage dann Deine Meinung: Herbert ist ein herzensguter Junge, aber er hat wohl nicht die richtige Erziehung genossen. Er hätte in seiner Jugend, anstatt mit der vergärtelnden, nachsichtigen Liebe der Mutter, mit gehöriger Strenge behandelt werden müssen! Herbert kam dann in die Garnison, verwöhnt von allen Menschen, die der flotte, junge Officier, der „schöne Graf", im Sturm für sich gewann, und fiel sehr bald der Versuchung in die Hände. — Er lebte über seine Verhältnisse, verlor im Spiel nicht unbeträchtliche Summen und hat augenblicklich Schulden, die er nicht bezahlen kann. Daß er nun von Dir zurückgewiesen worden ist, wird ihn, wie ich hoffe, aufrütteln. Er wird seine Verhältnisse klar übersehen und sich sagen, daß er so nicht weiter leben kann, daß er in andere Bahnen lenken — oder untergehen muß. Ich habe einen alten Freund in seiner Garnison, der mir auf meine Erkundigung berichtet hat, daß Herbert jetzt wirklich auf dem besten Wege ist, ein ordentlicher und tüchtiger Mann zu werden. Er hat es verstanden, seinen neuen Commandeur, der ein etwas schwieriger Herr sein soll, ganz für sich zu gewinnen und sich ihm unentbehrlich zu machen. Es giebt jetzt im Regiment keinen strebsameren Officier! Das Beste aber ist, daß er sich aus dem Kreise seiner allzu flotten Kameraden mehr und mehr zurückgezogen hat. Ich habe mich daher entschlossen, seine Verhältnisse zu ordnen, wozu meine Ersparnisse gerade ausreichen werden."

Die glückliche Braut warf sich fast ungestüm an seine Brust und hielt ihn fest umschlungen: „Mein Achim, wie groß und gut Du bist, ich fühle mich fast unwerth, Deine Braut zu heißen!"

Es war fast ganz dunkel, als das junge Paar im Schlosse anlangte. Friedrich, der ihm im Vestibül entgegentrat, brach beim Anblick des verwundeten Barons in einen Schreckensschrei aus und ließ sich nur schwer beruhigen.

„Aber Friedrich, sei doch vernünftig. Es ist nur ein unbedeutender Streifschuß, der bald wieder geheilt sein wird. Schau uns doch an, sehen wir etwa bekümmert aus?"

In der That bemerkte Friedrich, daß aus Beider Augen ein heißer Glücksstrahl brach, und ganz verwirrt blickte er von Einem zum Andern.

„Du sollst der Erste sein, Friedrich", rief jetzt Margot dazwischen, „der unser Glück erfährt: Vor Dir steht ein Brautpaar!"

Um Friedrich's Haltung war's nun vollkommen geschehen, er stand sprachlos mit weitgeöffneten Augen und zitternden Knien. Dann aber brach sich seine übermächtige Bewegung Bahn und mit überströmenden Augen, die Hand seiner geliebten Herrin ergreifend, stammelte er, fast überwältigt von der plötzlichen Freude: „Gott segne Sie, mein Comtesschen, und Sie, Herr Baron! Wenn das doch der selige Herr Graf noch erlebt hätte! Es ist immer sein stiller Wunsch gewesen!"

Während der schnell herbeigerufene Arzt des Barons Wunde regelrecht verband, eilte Margot in ihr Zimmer.

Joachim mußte lachen, als er sich, vom Arzt entlassen, in den Spiegel sah. Die weiße Binde, die, den Verband festhaltend, den ganzen Kopf umgab, stand ihm sehr schlecht, und erspreßte ihm die ironischen Worte:

„Arme Kleine, Du hast einen bildschönen Bräutigam!"

Als er seine Toilette beendet hatte, klopfte er an die Thür der Gräfin.

Bei seinem Anblick stieß auch sie einen Schreckensschrei aus, ließ sich jedoch leichter beruhigen als Friedrich.

„Frau Gräfin werden entschuldigen, wenn ich störe", sprach der Baron höflich und kalt. „Ich komme, um Euer Excellenz die Mittheilung zu machen, daß ich mich mit Comtesß Margot verlobt habe!"

Die Gräfin stand hochaufgerichtet am Kamin, dessen Flammen ihr Gesicht grell beleuchteten. Einen Augenblick flog es wie ein Zucken durch ihre Glieder, ihre Hände ballten sich, die Augen nahmen einen stechenden Glanz an, und ihre Züge verzerrten sich, wie von grimmigem Haß.

Aber nur einen Moment dauerte die Bewegung. Mit eiserner Willenskraft bezwang sie sich; unter keinen Umständen durfte der Baron ihre grenzenlose Enttäuschung, ihren furchtbaren Zorn bemerken. Sie war zu stolz, ihm zu zeigen, daß er durch seine Verlobung mit der Comtesse all' ihr Hoffen zerstört hatte. Den Kopf hebend, zwang sie ein Lächeln auf ihre Lippen und streckte ihm die Hand hin.

„Meinen Glückwunsch, Baron", sagte sie mit bebenden Lippen, „Sie verstehen es, die Leute zu überraschen, ich hatte keine Ahnung von dem bevorstehenden Ereigniß."

Der Baron ergriff mit freundlichem Lächeln ihre eiskalte Hand. Sie dauerte ihn, daß nun ihre Hoffnung, den Sohn glücklich zu machen, vernichtet war.

Ihre Excellenz hatte ihre Unbefangenheit wiedergewonnen.

SLUB
Wir führen Wissen.